

Nationalberatern . . . Wenn aber, wie es nicht ganz unwahrscheinlich ist, die Partei bei einem wichtigen Geleße im Sitz läßt, wenn infolge des Militärgeleßes eine Spaltung eintritt, und zwar bis dreißig Stimmen der Fortschrittspartei zuzahlen, so verschwindet auch die jetzt schon so schwache Majorität im Reichstage.

Da nun keine Regierung auf die Dauer mit der äußeren Finanzen gehen kann, so bleibt meines Erachtens nur die Auflösung der Verammlung, und ich möchte glauben, daß gerade wegen der Veranlassung die Wahlen besser ausfallen werden. Wir werden, und das schadet nicht, mehr rote, aber weniger schwarze Internationale haben, vor allem aber auch mehr Konervative, wenn die Indolenz und Gleichgültigkeit (oder ist es Furchtsamkeit?) der bestehenden Klassen sich überwinden läßt. Dann dürfen aber auch unabhängige und tatkräftige Männer sich nicht zurückhalten lassen, und dann müssen auch die kleinen Schranken fallen, welche meist nur die Eitelkeit zwischen den verschiedenen Abteilungen der Konventionen aufgerichtet hat, die zwar auf dem Boden gemeinsamer Ueberzeugung stehen, dennoch aber nur allzu oft gegeneinander stimmen.

Hochachtungsvoll
Euer Hochwohlgeborenen
ergebenster
Graf von Bismarck.

Als Dieß den Kanzler mit Vorwürfen überhäufte, daß er nicht mit den Konserverativen regiere, schrieb ihm Bismarck am 27. Mai 1873 ganz kühl:

„Meine früher bestandene politische Verbindung mit meinen privaten Mitinteressen, den Grundbesitzern, hätte fruchtbarer sein können, wenn erstens die Tätigkeit des aus der Mitte dieser Grundbesitzer bestehenden landwirtschaftlichen Ministeriums befördernder gewesen wäre und wenn zweitens die ein- oder zweihundert Grundbesitzer in beiden Häuser des Landtages und des Reichstages die Interessen ihres Standes mit derselben Betriebsamkeit und Ausdauer angenommen hätten, wie die parlamentarischen Parteien getan haben, welche andere Klassen der Bevölkerung vertreten. Statt dessen haben sie — Euer Hochwohlgeborenen werden mir das zugeben — unter der Führung einer Anzahl maßloser ehemaliger Beamten in den Fragen hoher Politik der Regierung des Königs ihre Aufgaben erschwert und zuletzt im Bunde mit den Ultramontanen und den Polen gegen die Krone Preußens und deren Regierung gekämpft.

Trotzdem würde ich gern bereit sein, Verbindungen im Sinne Ihrer Wünsche anzuknüpfen, wenn nicht die Kämpfe, welche ich gegen frühere Freunde, Kollegen und Untergebene zu bestehen gehabt habe, meine Arbeitskraft so angegriffen hätten, daß ich zurecht genötigt bin, mich auf den Geschäftskreis des Auswärtigen Amtes zu beschränken.

Empfangen Euer Hochwohlgeborenen die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

Es war — wie Dieß oft bemerkt hat — eine Eigentümlichkeit Bismarcks, die Schuld mißlungener Verträge seiner inneren Politik auf andere zu schieben, auch unrichtige Behauptungen gegen Personen nicht zu berücksichtigen, wenn ihm auch bewiesen wurde, daß er geirrt hatte. Es war ihm gleichgültig, welche Folgen das für die Betroffenen hatte.

Dieß kam immer wieder auf die Beziehungen Bismarcks zu Reichsdrucker zu sprechen, und eines Tages (am 2. Dezember 1874) schrieb er an den Fürsten: „Ich erachte Sie selbst durch verschiedene Ursachen als in Verbindung mit der Geldmacht und bin bereit, Ihnen einiges darüber mündlich offen, Auge in Auge, zu sagen, wenn es Ihnen genehm ist.“ Er war aber dem Fürsten nicht genehm, sich mit dem damaligen Abgeordneten über die delikate Frage zu unterhalten, und er ließ ihm schreiben:

„Euer Hochwohlgeborenen begehrt ich mich im Auftrage des Fürsten Reichstanzlers ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß derselbe sich sehr freuen würde, wenn Euer Hochwohlgeborenen auf der heutigen Reichstagsvorlesung sein Haus be-

suchen wollten, daß der Fürst aber aus Rücksicht auf Zeit und Kräfte auf andere Diskussionen als dienlich notwendige eingegangen nicht in der Lage ist.

Berlin, den 5. Dezember 1874. Mit der ausgedehnten Hochachtung
B. Guleub. rg.“

Nach Empfang dieses Briefes holte sich Dieß bei Molke Rat, ob er unter solchen Umständen die Einladung annehmen sollte. Molke war der Ansicht, Dieß müßte hingehen, der Fürst werde nicht ausweichen können. Aber Bismarck wich dennoch einem Geleße unter vier Augen aus: Er sei nervenkrank, solche Gespräche dauerten immer mehrere Stunden und regten ihn so sehr auf, daß er nachher nicht schlafen könne.

Bismarck erwehnte sich Dieß mit außerordentlicher Brutalität, und als der konservative Mann eines Tages (etwa 1878) im Kreise der Intimen die Kennerung tat, der Fürst müsse noch so klein werden, daß er aus der Hand eines erstgeborenen pommerischen Junkers esse, nahm der Kanzler diese Versicherung sehr krumm, klagte ihn wegen Ehrenbeleidigung und Dieß wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Bei dieser Gelegenheit taugte Bismarck jegliche Beziehungen zu Dieß ab — womit er ihm entschieden weicht tat —, und als auch Dieß ihn klagte und ihm mit seinen Verweigerung immer unangenehmer wurde, reichte er sein Generalspatent ein und erklärte, daß er sich nur einem Militärgericht stelle. Von diesem Militärgericht hat dann Dieß niemals etwas hören können, so viel er auch an den Kronprinzen und an den Kaiser schrieb und im ersten Kreise der Mächtigen über Rechtsverweigerung klagte.

Im Jahre 1880 sprach Dieß in einer christlichsozialen Versammlung. Umgebende Sozialdemokraten machten ihm. Auf einen Zwischenruf meinte Dieß, die Sozialisten sollten nicht nur von den Konserverativen Hilfe gegen die Arbeiterpartei verlangen, sondern auch von dem Großkapital, zum Beispiel von Herrn v. Bleichröder. . . Zu seinem Stuhnen hörte nun Dieß eines Tages, daß Herr v. Bleichröder sich über ihn beim Kaiser beschwert hätte, und amüßig er war wieder Landrat in Pommern — ersuchte er, der Kanzler messe der Sache eine so große Bedeutung bei, daß Dieß darüber wohl seine Amt verlieren werde.

Auch der vor kurzem verstorbene Hofprediger Stöcker wollte die Beziehungen Bismarcks zu Bleichröder im Jahre 1885 im preussischen Abgeordnetenhaus bei der Beratung des Justizetats zur Sprache bringen — er hat Dieß ein solches Versprechen gegeben, aber er hat das, wie Dieß in seinen Tagebüchern großem Vermerk, trotz mehrfacher Erinnerung nicht getan. Er hätte, wie Dieß bitter, aber immerhin entschuldigend hinzugefügt, schon damals seine Stellung aus Spiel gelegt. Denn Bismarck war sehr empfindlich, wenn man Bleichröder etwas nachsagen wagte, und Stöcker mochte nicht die Tage des Bösen zu spähen bekommen.

Nach vielem ist in den Tagebüchern Dießs zu lesen: Harmloses, Liebeslebens, Ungerechtes. Aber es ist fast jede Seite interessant. Und wenn man nur ein Zehntel auspacken wollte, es gäbe des Erzählens und des Kommentierens kein Ende.

Ernst Friedegg (Berlin).

Girardi.

Zu seinem vierzigjährigen Künstlerjubiläum.

oth. Eine hübsche Wendung barterien, die der Huldigung für einen großen, frühlichen Wiener Tonidichter galt, möchte man sagen: „Seit Girardi Theater spielt, ist mehr Lustigkeit auf Erden.“ Dieser Beibildung unseres Herrgotts ist Hofprediger des heiligen Nachens und bringt, auch wenn er erregt, ein Rädeln mit, das milde und begütigend in die Herzen der Zuhörer leuchtet, ein Rädeln auch unter Tränen. Er ist ein Humorist und so blieb ihm fast nichts übrig, als ein Wiener zu werden.

Girardi ist nach Berlin gegangen aus verschiedenen fassam bekannten und erdörtern Gründen, denen man immer

noch einige neue zugefellen könnte. Das war auch ein Gewinn für uns; denn einen besseren Agitator für alles das, was im Westen der Donaumetropole erwerbungsbedürftig ist, hätten wir nach dem fernschmerzlichen Bundesstaat Deutschland gar nicht werbend hinausgeschickt gehabt. Er begehrt sein vierzigjähriges Jubiläum, das auch einen wichtigen Abschnitt unserer Theaterentwicklung bedeutet, nicht in der Stadt seiner jahrzehntelangen Triumphe, sondern in seiner Vaterstadt Graz. Das ist in diesem Fall keine Demonstration, das ist ein Akt der Pietät. Bei Girardi muß man nämlich sagen: Mutterstadt. Er hat zeit seines Lebens seine Spezialtiefe gehabt, die Frau, die ihn unterm Herzen getragen, und dieser „Komiker“ hat ihr in seiner unauflöflichen Liebe und Dankbarkeit einen Altar aufgerichtet und geschmückt, wie er noch selten einer Mutter begehrt gewesen.

Der große Künstler ist auch ein guter Mensch. Und in seinem Worte treuer, ehrenvoller außerdem. Was in Theaterkreisen — im weitesten Umfang dieses Begriffes, Hallen, Direktoren, Komponisten, Akteure und „Boen“, Haufierer eingeschlossen — oft als ein moralischer Defekt betrachtet wird, Girardi — das werden alle bestätigen, die ihn näher kennen, ist schwer zu einem Nein oder Ja zu bewegen, aber hat er es einmal ausgesprochen, „dann gibt die Sparkasse was drauf“, wie man in Wien sagt.

Ueber den Menschengarten der Girardi soll auch anlässlich seines Jubiläums nur von den Wenigen ein Wort gelagt werden, die hiezu in erster Linie berufen sind. Ihre Namen finden unsere Leser über den Beiträgen, die wir hier folgen lassen. Wir helfen es für angebracht, eine sehr knappe Auswahl zu treffen und nahezu von allen Persönlichkeiten, die wir zu dieser Ovation für den Jubilar einladen, sind Beiträge eingelangt. Ein halbes Dutzend der um ein Girardi-Wort zu Gründen fanden keine Worte. Wir bekennen uns eines Mißgriffes schuldig, weil wir von diesen in Wien Lebenden und Wirkenden irgendeine Danks zu dem wertschätzten Künstler voraussetzen, den die jetzige Generation kennen gelernt hat. Die aber hier aufmarschieren, bilden eine Verammlung von Gratulanten, wie sie festlicher und nobler schwerlich zu vereinigen sein wird.

Herrmann Bahr.

Wien ist daran, eine neue Stadt zu werden; das alte Wien verflucht, ein neues erwacht. Da steht nun der Wiener da, mit dem einen Fuß noch in jenem, mit dem andern ausstreichend. Und in diesem sehr merkwürdigen Moment der Stadt wissen die meisten nicht, wohin sie gehören und ob sie zögern oder eilen sollen. Sie möchten gern die alten Wiener bleiben, bringen es aber höchstens dazu, die alten Wiener zu spielen. Einen nur haben sie, der wirklich noch ein alter Wiener ist: nämlich diesen Schöpfer aus Graz. In ihm allein ist die alte Wiener Art, zu der sich die anderen forcieren müssen, noch in aller Unschuld da, und wenn er spielt, wird das Verhältnis der Bühne zum Barriere vertauscht: denn wenn Girardi spielt, ist bei ihm auf der Bühne die Wirklichkeit und im Publikum ist der Schein.

Er hätte Petrucchio, Kent, Polonius, Sapparon, Tarrüffe, Selbst, Vanen, Mephisto, Kottwitz, der Geborfener und der Fuhrmann Henschel werden können; auch Novelli ist von der Rolle her gekommen. Burchard hat ihn ins Burgtheater nehmen wollen, und als er dann im Volkstheater den eingebildeten Kranken, den Danksrediger Mispins und den alten Pfarer in meinem „Mißler“ gab, behauptete es sich, daß er es gar nicht nötig hat, ein Couplet zu fingen. Die Wiener fanden das sehr schön von ihm, erklärten aber: „Wann i sjo den Girardi sieh, will i a Couplet hörn!“ Und dabei blieb es. Denn sich gegen Widerstand durchzusetzen, hatte auch dieser letzte Wiener nicht die Kraft.

Und dann haben sie ihn fortgeschickt. Für ihn war das ja sehr gut; denn erst von Berlin aus ist er berühmt geworden. Merkwürdig ist aber eigentlich doch, daß man jetzt nach Berlin fahren muß, um den einzigen Wiener von der alten Art zu sehen, der noch übrig ist.

Die letzte Nacht.

Von
Egon Friedell.

Der Huber-Ferdl hatte Herrn Alois Komettmüller um die Ede gebracht. Er hatte dies eigentlich nicht so recht gewollt; er hatte nur Herrn Komettmüllers Geld gewollt. Aber das Schicksal wollte es anders. Es gelang ihm, Herrn Komettmüllers Leben zu nehmen, und es gelang ihm nicht, Herrn Komettmüllers Geld zu nehmen, denn dieser hatte unglücklicherweise nur einen portugiesischen Geldbrief mit zwölftausend Reis bei sich.

Der Huber-Ferdl war kopflos wie die meisten Verbrecher. Er begab sich noch in derselben Nacht ins Café „Dra“, warf die vier Kronen erhaltig Heller, die er in der Wechselstube für seinen Raub erhascht hatte, ostentativ auf den Tisch und hielt zweideutige prahlerische Reden über die Form, in der er sich dieses Geld erworben habe. Dies erregte die Aufmerksamkeit des Geheimpolitisten Wroba, und der Huber-Ferdl wurde verhaftet.

Der Staatsanwalt, der in dem Mordprozeß gegen den Huber-Ferdl funktionierte, brachte eine Reihe bitterer „Illustrations-fakten“ vor. Er wies darauf hin, daß der Huber-Ferdl das geraubte Geld in einer einzigen Nacht in lokaler Gesellschaft durchgebracht habe. (Hierauf entstand eine Bewegung auf der Gerichtsbank.) Ferner stellte er fest, daß der Angeklagte sich schon in seiner Jugend an dem verbotenen Glücksspiel „Kopf oder Adler“ beteiligt habe, worauf der Präsident sich nicht enthalten konnte, zu bemerken: „Na ja, was ein Dämon werden will, trümmt sich bei Zeiten.“

Der Verteidiger Doktor Brobbanum war aber auch nicht auf den Mund gefallen. Er konstatierte, daß ein Dänel des Huber-Ferdl vor drei Jahren einen Schädelbruch erlitten habe, was bedeutende Schlässe auf den Geisteszustand des Huber-Ferdl zutraf. Auch wies er darauf hin, daß der Angeklagte pathologisch und sexuell perverst sei, denn er habe über zwei Jahre mit einer gewissen Amalia Sangel, genannt die „g'scherte Mait“, ein illegitimes Liebesverhältnis unterhalten.

Hierauf wurden die Psychiater gerufen. Sie elektrifizierten den Huber-Ferdl, photographierten ihn mit Kröntgen-Strahlen, hoben ihm die Schädeldecke ab und stellten ein sorgfältiges „Rozee“ ans, in dem ausgeführt wurde, daß der Angeklagte zwar im

aus den Fingern, er schloß ein; und in seinem Schummer sieht er noch immer die Blatteife vor sich, wo seine Werke blühten, und die Muse beugt sich über die Lezhe, belauscht seinen Schummer und streicht ihm zuweilen das lockige Haar von der Stirn, um ihn zu fassen.

Wer mag dort oben wohnen? denkt Lubovic, wie hypnoisiert durch das Rätel, das sich hinter dem weißen Vorhange bergen muß. Ein Liebespaar vielleicht? Gewiß, das wird es sein! Zwei Liebende, die nicht weiter als bis zu ihrem Schatten sehen, der ihnen vorangeht, wenn sie eng verschlungen bei Mondlicht ein Spazier gehen. Eine Idylle, alltäglich in jedem Saubourg, und doch so liebenswürdig! Einem Abends fanden sie sich zufällig nebeneinander auf einer Parkbank, der flüchtige Blick, mit dem sie ihn getreift hatte, zeigte ihr, daß der Substant ein hübscher Blondin sei mit roten Lippen, und auch er füllte sofort, daß sein Herz ihr zuflüge, deren Augen hell und strahlend blickten wie ein Liebesblitz. Und um glücklich zu sein, hatten sie niemand um Erlaubnis gebeten als ihre lebensfrohen Wangen Jahre. Das dauert nun seit dem Frühjahre, aber sie sind beide in dem Alter, wo „morgen“ so viel heißt wie „immer“!

Es ist erstaunlich, wie hell es heute da oben bei ihnen ist! Jedenfalls ist der junge Mann nicht zu Hause; seine Geliebte hat lange auf ihn gewartet, hat allein zu Nacht gegessen, ganz glücklich, daß sie so ungelübt nur an ihn denken kann. Sie erinnert sich an all das, wovon sie geplaudert hatten, was er zu ihr gesagt, sie hört seine Stimme, lächelt über manchen Satz. Dann, langsam, hat sie sich entleert und niedergelegt, während das Licht neben ihrem Bette brennt. Ihr frisches, Glück amendendes Gesicht ist von der Blut des aufgelösten Saarres umrahmt, sie lächelt im Schloße, und ihre leichte Nachtschle läßt die schon modellierten Arme und eine zarte, runde Schulter sehen. Wenn ihr Geliebter dann heimkommt, auf der Finsternis ins Zimmer tritt, wird er sich neben dem Bette niederlassen und die Schleife lange betrachten, bis sie, mit dem Finstern ihrer Liebe in ihm Traum neben sich fühlend, die Augen öffnet und seinen Namen flüstert, mit glücklichem, sehnsüchtigem Rädeln.

Wer mag dort oben wohnen? Warum sollte es nicht irgendeine brave Familie sein, mit Kindern? Welche Leute, beschiden, resigniert, glücklich in ihrer Pflichterfüllung, wie etwa das schlichte Ehepaar, dem Lubovic an solchen Sonntagsnachmittagen begegnet; die kleine Mama, verlobt und schüchtern, in einem Mädelchen den Jünglingen schiefend, während der Vater ganz stolz seinen Vermählungen an der Hand

steht. Vielleicht sind sie es, die da oben haften. Ein Hausknecht, wo es recht knapp hergeht, denn Papa ist nur Souschef im Ministerium und zwei Kinder kosten so viel, in Paris! Glücklicherweise traf es sich, daß der brave Mann von einem Drogisten die Führung der Geschäftsbücher übertragen bekam, gegen ein Honorar von sechshundert Frank jährlich, weshalb er jeden Morgen schon um sieben Uhr früh sich auf den Weg machen muß, wobei Mama ihm sein Frühstück fein säuberlich in Papier gewickelt mitgibt. Es fällt ihm nicht ein, sich zu beklagen! Frau und Kinder sind gesund, und Leon, der Vetter, ist bereits in der Lunia und erhebt das letzte Jahr drei Preise. Und wenn der Vater heute so lange bei der Lampe ausfällt, so geschieht dies eben wegen Leon. Der Junge hat ihn schon mehrmals bei den Uebersehung um Rat gefragt und seinen Vater dadurch nicht schlecht in Verlegenheit gebracht; deshalb hat er sich jetzt resolut ans Werk gemacht und will jene Griechisch ordentlich aufschreiben, schmitzt über der Grammatik des biederen Burnauf und verbeißt sich in das Dädeln der farten Verben und der Aoriste . . .

Das! Trotz dieser kleinen Mifereen kann Lubovic nicht umhin, die braven Leute zu beneiden. Große Tropfen fallen plötzlich nieder, ein Blick zuckt auf, von einem dumpfen Dämmerlicht begleitet, und ein heftiger Regenguß schießt Lubovic eilig über die Straße ins Haus zurück.

Er findet die Concierge noch wach, und einer Handarbeit bei der Lampe beschäftigt, und er kann sich nicht enthalten, über den geheimnisvollen Mierer sich Gewissheit zu verschaffen, vor dessen erleuchtetem Fenster er so gewöhnlich von all dem Glücke geträumt hatte, das selbst den Ärmsten zugänglich sein kann: Arbeit, Liebe, Familie . . .

„Sagen Sie doch, Madame Bignol“, fragt er, „wer wohnt denn in dem Zimmer ober mir? Es ist das einzige Fenster im ganzen Hause, das noch erleuchtet ist.“

„Ach, Monsieur Lubovic“, entgegnete die Concierge, „es wohnt niemand mehr darin. — Der Alte, der vor einem halben Jahre dort einzog, ist heute gegen Abend gestorben. — Er schuldete bereits zwei Mietzins, aber der Hausherr wurde nicht ungeduldig, aus Mitleid, da der Alte schon sechzig Jahre zählte und nach Viehtrö ins Versorgungsamt kommen sollte. Das hat er nun allerdings nicht mehr nötig. — Madame Deglers von der ersten Etage schenkte ein Leintuch her, um ihn darin zu hüllen, und da er weder Freunde noch Verwandte hat, die bei ihm die Nachwache halten könnten, habe ich zwei Kerzen neben

